



Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

16] Berg hört fast gar nicht hin. Seine Gedanken sind von Eiten zu Titta gesprungen, und was ihm Wehrmann da bringt, ist wenig dazu angetan, ihn zu erfreuen. Ein plötzlicher Gedanke läßt ihn für Augenblicke die Anwesenheit Wehrmanns vergessen.

Wie, wenn Eiten, der nun zu dieser Bande gehört, auch die Leute zu dem Einbruch bei seinem Onkel angestiftet hat? Wie war es nur möglich, daß er bisher noch nicht daran gedacht hat?

Berg greift zum Telefon und spricht mit der alten Erzelens. Dann hört Wehrmann ein paar freundliche, aber kurze Worte, fühlt einen Zettel in seiner Hand und stellt sich, hinauszufliehen. Mit dem Kommissar ist heute nicht gut Kirschen essen, denkt er.

Wehrmann schafft es, Herr Kommissar! Passen Sie auf, Sie werden noch was erleben!

Berg überlegt die verschiedenen Möglichkeiten der Zusammenhänge. In der Villa des Generals, die das letzte Opfer der Bande war, laufen scheinbar alle Fäden zwischen Eiten, Titta und der Bande zusammen. Hier ist der geheimnisvolle Punkt, von dem aus der Schleier von dieser ganzen wie gehört Eiten zu den Leuten, die sein Kollege Rapp Eiten in Frage kommt. Und über Eiten schließt sich der Kreis hinüber zu dem blauen Auto, zu der durchtriebenen Einbrecherbande, die zum „Blauen Vogel“. Kleinert fällt dabei anscheinend eine untergeordnete Rolle. Jedenfalls ist das Ganze eine recht verwirrende Angelegenheit.

Berg sieht auf und geht ans Fenster. Wie immer, wenn er intensiv mit neuen Plänen und Gedanken beschäftigt ist, starrt er hinüber zu den Dächern, blickt an noch die Angelegenheit mit Titta geklärt wäre, hätte er seinen Grund, froh zu sein. Aber das plötzliche Verschwinden der beiden Schwestern läßt ihn den bisherigen Erfolg nicht recht genießen.

Auf alle Fälle will er einmal Rapp verständigen, der nachher zu ihm kommen soll.

Er ist noch mitten drin, seine Gedanken mit ein paar Notizen zusammenzufassen, um einen klaren Überblick der Zusammenhänge zu bekommen, als der alte General eintritt.

Eine hohe solbatische Erscheinung steht vor ihm, nur wenig vom Alter gebeugt. Die Aufforderung, Platz zu nehmen, lehnt der General mit einer Handbewegung ab. Ich bin das Neben nicht gewöhnt, Herr Kommissar. Ich bleibe lieber dabei.

Berg kommt noch einmal auf den Einbruch zu sprechen und fährt dann ziemlich unvermittelt fort:

„Sie sprachen damals davon, daß Ihr Neffe einen Tag zuvor bei Ihnen war. Ist Ihnen der Gedanke gekommen, daß er etwas mit der Tat zu tun haben könnte?“

Der General verzieht keine Miene. Seine harten Züge verändern sich um nichts, als er nun von seinem Neffen spricht.

„Das ist ein verkommener Bursche. Hat seiner Mutter solches Schicksal fähig ist. Glaube es wirklich nicht, Herr Kommissar!“

Berg lächelt verbindlich.

„Sie dürfen natürlich nicht irgendwelche verwandtschaftlichen Zuneigungen als Grund nehmen, um hier Ihren Neffen für unschuldig zu halten. Ich bin leider gezwungen, Ihnen eine wenig erfreuliche Mitteilung zu machen. Wir haben sichere Meldungen, wonach sich Herr Eiten, seit er in München weilte, in Kreisen bewegt, die allen Grund haben, das Tageslicht zu scheuen.“

Einen Augenblick sieht es so aus, als ob dem General ein hoch das Stechen schwerfällt. Sein Gesicht wird weiß, wieder leuchtet er es ab, sich zu setzen. Aus stahlharten Augen blickt er den Kommissar an.

„So?“

„Das ist das einzige, was er sagt. Aber aus diesem Wort klingt der ganze Abscheu des alten Soldaten vor sich einer Möglichkeit.“

„Ja. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Leute mit der Einbrecherbande identisch sind. Außerdem führt eine Spur hinüber zu Eiten. Sie haben ja wohl von dem Wort gelesen?“

Der General nickt nur kurz.

„Der Eiten? Habe mir gleich gedacht, das ist ein seltsamer Fall. Kein Anhaltspunkt, kein Motiv! Herr Kommissar, wenn mein Neffe zu den Leuten gehört, dann hat er auf mein Mitleid nicht zu rechnen.“

Berg läßt sich noch einmal, obwohl er schon vieles weiß, Eiten's Leben erzählen. Wie der General von seiner Jugend berichtet, von den Kriegsjahren, in denen Eiten mit den Leuten, treten dem alten Manne die Tränen in die Augen. Er muß den Jungen einmal sehr gern gehabt haben. Aber dann, als er schilbert, wie er in den Zuneigungsjahren immer wieder die Hoffnungen der Familie

enttäuscht hat, verschwindet jeder milde Zug aus seinem Gesicht. Manchmal macht sich Berg eine kurze Notiz. Besonders aufmerksam hört er zu, als der General sein letztes Zusammentreffen mit Eiten schildert.

„Ich wies ihn natürlich ab. Ich sagte, er solle doch erst einmal zeigen, was er kann, und dann wiederkommen. Das ist kein Beruf für einen Mann, so ein Gigolo! Herrgott, wenn sein Vater das erlebt hätte! Der hätte ihn mit seinen eigenen Händen umgebracht.“

Dann will Berg etwas über Eiten's Neufestes wissen. Es ist klar, meint der General, daß ein so kräftiger junger Mensch wie Eiten auch auf andere Weise seinen Lebensunterhalt verdienen könne. „Sie sollten ihn einmal sehen. Die Kraft und die Gesundheit selbst.“

Wieder notiert Berg. Zum Schluß hat er noch ein paar Fragen, und der General geht.

Raum ist hinter ihm die Tür zugefallen, als mit rotem Gesicht Wehrmann hereingelaufen kommt.

„Herr Kommissar, eben habe ich ihn gesehen! Kommen Sie, kommen Sie, vielleicht können wir ihn noch erwischen. Der kleine Schwarze! So eine Frechheit, hier in der Nähe vom Präsidium herumzulaufen. Kommen Sie, kommen Sie, sonst ist er weg!“

Berg steckt seine Pistole zu sich, wirft sich im Laufenden den Mantel über und läuft mit Wehrmann die Treppe hinab. Auf der Straße geht es um ein paar Ecken, quer über den Fahrdamm, daß die Automobile quietschend vor ihnen bremsen müssen. Dann stehen sie in der Tür eines Kaffeehauses, und Wehrmann blickt sich suchend um.

„Eben ist er hier hineingegangen, Herr Kommissar!“

Ein paar Leute sehen auf, wie die beiden hastig zwischen den Tischen umherlaufen und zum Büfett gehen. Aber trotz seiner Eile ist Wehrmann zu spät gekommen. Der Kellner berichtet, daß der betreffende Herr nur eine Dame abgeholt habe und sofort wieder gegangen sei. Zufällig hat er gesehen, daß die beiden draußen eine Tasse genommen haben. Auf die Nummer hat er leider nicht geachtet.

Als der Kellner die Dame beschreibt, weiß Berg, daß es nur Titta gewesen sein kann. Es wirft mit einem Schlage einen Teil seiner Kombinationen um. Es ist unmöglich, daß auch sie zu diesen Leuten gehört. Warum kam sie trotzdem mit dem Mann zusammen?

Berg winkt Wehrmann, und sie gehen hinaus. Wehrmann ist ganz traurig. Nun hat er gedacht, etwas Besonderes zu erreichen, und wieder ist es nichts. Mangelnd blickt er auf den Kommissar.

„Ich kann wirklich nichts dafür, Herr Kommissar! Ich bin ja jenseits wie ein Blindhund!“

„Schon gut, Wehrmann! Vielleicht paßt es ein anderes Mal. Sie kommen ja wieder vorbei.“

Dann führt der Kommissar wieder in seinem Zimmer, aber heute kommt er nicht zur Ruhe. Kaum hat er sich die Papiere vorgenommen, als es klopft. Im nächsten Augenblick erscheint in der Tür ein überaus lebhafter Herr. Klein und rundlich, mit hochrotem Gesicht und außer Atem, beginnt er zu sprechen. Umflog fliegen die munteren Neugier durch das Zimmer und bleiben auf dem Kommissar haften.

„Doktor Lengsfeld! Rechtsanwalt Lengsfeld aus Breslau! Freut mich, Herr Kommissar, freut mich sehr. Vielleicht darf ich Platz nehmen. Komme gerade vom Flugplatz. Tolle Sache hier, was? Na, was sagen Sie dazu?“

Berg versteht nicht, was der Mann will. Hat er sich verlaufen? Ist es ein Verdrücker, der ihm hier die Zeit stehlen will? Den Namen Lengsfeld hat er noch nicht gehört.

Aber der kleine rundliche Herr hat bereits auf dem Stuhl Platz genommen.

„In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf? Meine Zeit ist recht beschränkt.“

„Oh, beschränkt, natürlich! Selbstverständlich! Kann ich vollkommen verstehen!“

Der Rechtsanwalt überflutet die Worte, die gleich einem munteren Wasserfall aus seinem Munde sprudeln. Berg lächelt über die Gleichgültigkeit, mit der er von Satz zu Satz gelangt und sich einander überflügelnde Gedankengänge vorbringt.

„Werde Sie nicht aufhalten. Ist ja unglaublich, was ich eben höre. Fräulein Landshoff ist fort. Ihre Schwester ist fort. Ich bin einfach starr. Ach so, Sie wissen nicht! Fräulein Landshoff ist nämlich meine Sekretärin. Ein wenig verrückt, natürlich! Aber, Herrgott, was soll man machen? Schließlich freut man sich, wenn man mal etwas Selbständigkeit sieht. Tüchtiges Mädchen, verdammt tüchtiger Kerl!“

Er hält einen Augenblick inne, als wolle er überlegen, was im Augenblick am wichtigsten ist. Er scheint hier in eine Lage gekommen zu sein, die seine Lebhaftigkeit auf die Spitze treibt. Sekundenlang läßt er seine kleinen wasserblauen Neugier über den Schreibtisch hinüber zur Tür und wieder zum Fenster streifen. Keinen Augenblick ist er ruhig auf seinem Stuhl, ununterbrochen rutscht er

hin und her. Aber es sind nicht die Bewegungen, wie sie Berg von Wehrmann kennt, aus Verlegenheit und Unsicherheit herkommend, sondern es sind die hastigen Bewegungen eines Menschen, der weiß, was er will. Noch ehe Berg dazu kommt, eine Frage zu stellen, spricht er weiter.

„Sie hat befehligt. SOS in München! Ich sagte mir gleich, da ist Not am Mann, sonst macht sie das nicht. Also stellen Sie sich vor: Aktentasche gepackt, Zahnbürste, Seife und Handtuch und ab durch die Luft. Das wird einen kleinen Verger geben, wenn ich zurückkomme. Ein paar wichtige Termine, mein Soziales frant und der Bürovorsteher – ach so, Sie kennen ihn ja nicht. Na, gleich. Jedenfalls muß ich so schnell wie möglich wieder zurück.“

Er holt seine Brieftasche hervor und holt einige Papiere heraus. Mit raschen Bewegungen seiner Hände breitet er sie auf dem Tisch aus, kreicht sie glatt und reißt sie dem Kommissar hinüber.

„Fräulein Landshoff hat mir natürlich gesagt, was sie hier vorhat. Habe mir gleich gedacht, wird wohl nicht viel werden. Wird auf jeden Fall besser sein, wenn ich mich so nebenbei auch etwas mit der Sache befaße. Hier sind ein paar Unterlagen über Eiten, zusammengestellt vom Detektiv-Institut „Argus“ in Berlin. Aber nun ist der Mann ja tot. Schade!“

Der Kommissar sieht die Schriftsätze durch. Sie enthalten eine ziemlich genaue Aufstellung über das, was Eiten in den letzten Jahren getrieben hat. Es stimmt so ziemlich mit dem überein, was Titta in Hamburg herausbekommen hat. Aber es ist genauer und sorgfältiger. Wertvoll sind die Notizen über seinen Charakter und eine längere Abhandlung über die Eigenschaften, die sich aus seiner Handschrift ergeben.

Danach hat Eiten im Laufe der letzten Zeit verschiedentlich Wandlungen durchgemacht. Während früher aus den Schriftzeichen unzweifelhaft Brutalität und Rücksichtslosigkeit, Egoismus und Neigung zu Eigentumsdelikten erkennbar sind, wird seine Schrift in der letzten Zeit mehr zu einer Äußerung von Mißtrauen und Angst, vielfachen Hemmungen und Lebensüberdruß. Berg hält viel von solchen Deutungen, und es ist interessant, die amtlichen Ermittlungen damit zu vergleichen. Da erscheint eine Anzahl Widersprüche, unter anderem der, daß erwiesenermaßen Eiten nicht Selbstmord verübt hat. Auch sein energisches Auftreten Friedel Landshoff gegenüber scheint alles andere als ein Zeichen von Schwäche. Allerdings entsinnt sich Berg, daß Titta ihm über diese eigenartige Unruhe Eiten's berichtet hat, mit der er seine Heiratspläne vorwärtsdrückte. Jedenfalls nimmt er dankend die Papiere zu den Akten.

„Also, Herr Kommissar, hier muß natürlich etwas geschehen. Wo sind die Mädel? Das wissen Sie nicht? Natürlich, woher sollen Sie es auch wissen! Warum sind sie überhaupt fort? Wieso hat man das Gepäck beschlagnahmt? Ich verstehe das nicht.“

Jetzt endlich dämmt Berg den Nebelstrom seines lebhaften Besuchers. In wenigen Worten erklärt er die Sachlage. Er erwähnt Eiten und den Einbruch bei seinem Onkel. Er berichtet über das Ergebnis der Obduktion, die Angaben von Eiten's Wirtstenden und breitet so vor dem Rechtsanwalt in einem übersichtlichen Bild den ganzen Stand der Dinge aus.

Doktor Lengsfeld verzieht vor Erstaunen seine Worte. Es dauert ein paar Minuten, bis er sich mit all dem Neuen, das ihm hier erzählt wird, abgefunden hat.

„Toll! Das ist ja wie ein Film! Und es ist alles so, wie Sie sagen, Herr Kommissar? Natürlich, wenn Sie es sagen, wie kann es dann anders sein! Aber die Titta! Ich verstehe das Mädel nicht. Die hat doch sonst einen gefunden Blick für echt und unecht. Die hängt sich doch nicht an irgendeinen dummen Jungen. Das ist ja gänzlich ausgeschlossen.“

Doktor Lengsfeld hält plötzlich mitten in seinen Worten ein und denkt nach. Das dauert aber nur wenige Sekunden, dann steht er auf und läuft um den Tisch herum. Er reißt Berg die Hand hin.

„Herr Kommissar, wie das nun auch ist, das muß geklärt werden. Vielleicht haben Sie nicht genügend Zeit. Ich habe sehr viel Zeit, wenn es nötig ist. Ich bin das gewöhnt. Ich muß immer Zeit haben. Denken Sie mal, ein Anwalt mit so einer Praxis wie ich! Wir arbeiten also zusammen. Nehmen Sie erst einmal den Eiten fest, da haben Sie den wichtigsten Mann. Das kann doch nicht schwer sein. Ich werde mir die Titta suchen. Die finde ich schon. Vor mir hat sie keine Angst. Vor mir nicht! Hahaha! Das wäre ja gelacht!“

Und er lacht so laut, daß draußen auf dem Flur die Vorübergehenden stehenbleiben und sich wundern. Solch ein Lachen in diesen ernsten Räumen! Aber Berg lacht mit, er freut sich über den Optimismus dieses trastsirenden Mannes.

„Einverstanden!“

Doktor Lengsfeld hat es eilig. Aus Versehen greift er nach Bergs Hut, erkennt aber schon im nächsten Augenblick seinen Irrtum, hängt ihn zurück, entschuldigt sich lachend, und schon ist er draußen. Im Zimmer läßt er eine Atmosphäre der Emsigkeit zurück. Fast ist es so, als wirbeln die Schreibtischen noch hinter ihm drein, die er so unerwarteterweise aufgeschreckt hat.

Berg sieht noch auf die Tür, die eben mit lautem Krach zugefallen ist. Wie nötig es doch manchmal ist, von außen her einen neuen Antrieb zu bekommen! Das Einerlei der Ermittlungen und Ueberlegungen stumpft ab. Man sollte tatsächlich jeden Beamten veranlassen, von Zeit zu Zeit mit solchen herzerfrischenden Naturen aus dem Publikum zusammenzukommen. Das lockert auf, das treibt an, das macht einen neuen Menschen.

Berg geht hinüber zu Rapp.

(Fortsetzung folgt)

Die Würfel des Schicksals / Von Hans Bethge

Zur Zeit des Großen Kurfürsten spielte sich in Berlin ein Ereignis ab, das wie ein Wunder war und lange Zeit im Munde der Leute blieb, bis andere, tiefer in das Dasein einschneidende Geschehnisse kamen, die es allmählich vergessen ließen.

Damals lebte in der Stadt ein Waffenschmied, ein wohlhabender und geachteter Mann, dessen Tochter Gertrud nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihr feines und lebenswürdiges Wesen die Herzen der Menschen zu gewinnen wußte. Zwei junge Männer bemühten sich mit Ernst um sie, beide Leibtrabanten des Kurfürsten, zwei sehr verschiedene Naturen, aber beide vom Feil der Liebe getroffen bis ins Innerste. Der eine, Albrecht, war eine stille, zurückhaltende Natur vor sehr beherrschtem Wesen, der andere, Rudolf, die äußerlich blendendere Erscheinung, zeigte ein starkes Temperament und strahlte vor Lebenslust und Uebermut.

Gertrud ließ sich die Werbungen der beiden Männer mit lächelnder Anmut gefallen, ohne sich für den einen oder anderen zu entscheiden, sie vermied peinlich alle Verprechungen und schien überhaupt das Ganze von beiden Seiten her nicht allzu ernst aufzufassen. Da wurde ihr Vater eines Nachts auf der Straße von einer Rote herumgeschweiften Kaufbolde bestiegen, zufällig kam der Trabant Albrecht in Begleitung einiger seiner Kameraden des Weges daher, und er schlug sogleich mit solcher Energie gegen die Kaufbolde los, daß diese sich in Windeseile verflüchtigten und der alte Waffenschmied zusammen mit seinem Ketter froh und unbehelligt seiner Wohnung zutreten konnte.

Gertrud war so stark berührt durch die nächtliche Befreiung ihres Vaters, daß ihr Herz schnell und machtvoll dem mit stiller Zuversicht werbenden Albrecht entgegenschlug. Dieser wußte die Verwandlung des geliebten Mädchens mit Entzücken, er merkte bald, daß er das Spiel gewonnen habe, und eines Tages fragte er sie mit Ernst und Nachdruck, ob sie gewillt sei, sich fürs Leben mit ihm zu verbinden. Sie sagte ja, in der Gewissheit, daß ihr Vater einverstanden sei.

Der Waffenschmied gab in der Tat seine Einwilligung zu dem Bündnis, und die beiden Liebesleute konnten nun ihr Glück mit vollen Zügen genießen und blühende Lustschlösser in das Blau der Zukunft bauen. Ein Schatten freilich legte sich beängstigend auf ihren Weg, das war das völlig veränderte Wesen des verschmähten Rivalen. Rudolf fühlte sich durch die Zurückweisung nicht nur in seiner Ehre verletzt, sondern es bäumte sich auch solch ein Haß gegen das Liebespaar in ihm auf, daß er voll Unruhe umhergetrieben wurde, den anderen auslauernd, wo er nur konnte, und immer wieder plötzlich wie ein Geheiß erschien, wenn die beiden die Träume ihrer Seligkeit genossen. Albrecht hatte mehrfach versucht, dem Kameraden in Ruhe und Freundschaft zuzureden und ihm klarzu-

machen, daß Gertrud sich ja nur für einen von ihnen hätte entscheiden können und daß es nun einmal die Fügung des Schicksals gewollt habe, daß er, Albrecht, der Erforene sei, — aber alles Reden blieb fruchtlos, Rudolf verharrte in seinem Trotz, und sein Gemüt steigerte sich in eine immer schrecklichere Verbitterung hinein.

Eines späten Abends kehrten die Liebesleute von einem Besuch bei Verwandten zurück und plauderten nun noch eine Weile vor der Haustür des Waffenschmiedes, eng aneinandergelehnt. Sie ahnten nicht, daß unter den Fliederbüschen, die bei einem nahe gelegenen Brunnen standen, Rudolf lauerte und ihnen voll eifersüchtiger Erregung zusah. Endlich gab sich das Paar den letzten Kuß, Gertrud öffnete die Haustür und verschwand darin, während Albrecht heimwärts schritt. Kaum war er um die Ecke des Hauses gebogen, da trat Rudolf hervor und schritt zu der Tür hinüber, hinter der das hoffnungslos geliebte Mädchen verschwunden war. Es schien, daß es ihn magisch zu jener Stelle hinüberzog, wo er sie hatte in das Haus treten sehen. Der Zufall wollte, daß Gertrud die Haustür noch einmal öffnete, um dem Freunde etwas nachzurufen, was ihr zu spät in den Sinn gekommen war. Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie plötzlich die fummervolle Miene des Verschmähten so attemab vor sich sah. Rudolf, aufgewühlt bis ins Tiefste, war nicht mehr Herr seiner Sinne, er preßte das widerstrebende Mädchen voll Verzweiflung an sich, zog den Dolch und steckte ihn ihr ins Herz, so daß sie mit einem kleinen Röcheln an ihm niederglitt und umgehend ver- schied.

Vorübergehende fanden das Mädchen in ihrem Blut und schafften es in die elterliche Wohnung. Der Waffenschmied taufte sich jammernd das Haar und rief sogleich: „Das war Rudolf!“

Nun hatte man aber Gertrud zuletzt in der Gesellschaft von Albrecht in der Haustür gesehen, so daß vor allem auch dieser stark verdächtig war, das Verbrechen verübt zu haben. Man nahm also beide Männer fest und verhörtc sie aufs peinlichste, doch leugneten beide die Tat. Da das Gericht auf diese Weise nicht weiterkam, entschloß es sich zur Anwendung von Daumenschrauben. Auch unter der Folter erfolgte von keiner Seite ein Geständnis.

Ein lebhaftes Gemurmel klang auf, beide Würfel zeigten sechs, Rudolf hatte die Zahl zwölf gewürfelt.

Man brachte den ganzen Sachverhalt vor den Kurfürsten, dieser überlegte und kam endlich zu dem Entschluß: ein Gottesgericht soll entscheiden. Die beiden Angeklagten sollen Würfeln, und wessen Würfel die kleinere Zahl ergeben, der ist schuldig.

An einem sonnigen Vormittag waren vor dem Berliner Schloßhof die kurfürstlichen Leibtrabanten in weitem Viereck angetreten. Auf einem Podium in der Mitte hatten die in Schwarz gekleideten Vertreter des Gerichts Platz genommen. Ein vierackiger Tisch war dort aufgestellt, die beiden Angeklagten wurden zu ihm hingeführt, um auf ihm zu würfeln. Nachdem der oberste Richter eine kurze Ansprache gehalten und den Befehl des Kurfürsten, ein Gottesgericht sprechen zu lassen, verkündet hatte, ließ er den Würfelbecher zunächst dem Trabanten Rudolf reichen. Dieser schüttelte den Becher lange und wirbelte. Die Augen der Umstehenden blickten voll Spannung auf das Ergebnis. Ein lebhaftes Gemurmel klang auf. Das Ergebnis konnte für Rudolf gar nicht günstiger sein: beide Würfel zeigten sechs, er hatte die Zahl zwölf gewürfelt.

Albrecht, der schon bleich genug vor Erregung war, wurde weiß wie eine Wand. Wie ist das möglich, dachte er, während ihn schwindelte, ich bin unschuldig, und der Himmel steht sich gegen mich! Er warf einen Blick zu Rudolf hinüber, um dessen Lippen ein triumphierendes Lächeln lief. Jetzt trat einer



Zeichnung: Alex Harber (M)

An die falsche Adresse

Das respektlose Kindvieh.

Prinz Hohentlohe, ein von sich eingezeichnetes Mitglied des Preussischen Hauses, ging eines Tages auf einer Spazierung, als ein Bulle wütend auf ihn stürzte. Vengstlich fing der Prinz an zu schreien. Atemlos kam er an einem Baum an, er schnell überprang, um plötzlich dem Eigentümer des Bullen, einem wohlhabenden Herrn, gegenüberzustehen.

„Herr, was soll das heißen“, donnerte der Prinz, „wie können Sie diese wütende Bestie so frei herumlaufen lassen?“

„Aber, mein Herr“, versetzte der Herr, „ich glaube, der Bulle hat das beste Recht, der Wiese herumzulaufen, wie Sie.“

„Wissen Sie, wer ich bin?“ grüßte der Prinz. Der Pächter schüttelte den Kopf. „Ich bin das Mitglied des Herrenrats.“

„Ja“, entgegnete der Pächter lächelnd, „ich habe Ihre Hoheit das nicht demselben gesagt?“

Der Richter auf ihn zu, reichte ihm den Kopf und sprach: „Mach es besser.“

Albrecht nahm den Becher, aber er schüttelte ihn noch nicht. Er lehrte sein Gesicht durchdringenden Augen zum Himmel zu heben und bat voll Inbrunn um Gerechtigkeit, er, der ewiger Himmel, flehte er, etwas geschähe, was den Menschen etwas schuld beweise. Dann schüttelte er den Becher. Die Würfel rollen, und etwas seltsames geschah. Als die Würfel sich gehoben hatten, zeigte sich, daß der eine Würfel gebrochen war und in zwei Hälften zerfiel. Der unversehrte Würfel zeigte die Zahl sechs, der gebrochene Würfel zeigte die Zahl eins. Er hatte dreizehn gewürfelt, und seine Unschuld war erwiesen; offensichtlich konnte sich die Gerechtigkeit des Himmels diesem wahrhaften Gottesgericht nicht offenbaren.

Albrecht sank in die Knie und dankte Gott. Er dankte dem Herrn, der unter der Wucht des Schicksals stand, und dankte seiner Schuld, abgelegt, und dankte in Ketten gelegt. Auf dem Hof des Schlosses stand Kurfürst Friedrich, der von der Sonne beschienen, und der Schatzkammer zu. Ein Bote flog zu ihm und meldete ihm das überraschende Ergebnis.

„Gott hat ein klares Urteil gefällt“, er ergriffen, „ich wünsche meinen Gefolgten Albrecht zu sprechen, den andern habe ich zu lebenslänglichem Gefängnis, weil er es verdiente, sondern um des Willens, das geschah.“

Albrecht wurde hinaufgeführt, er wurde sich lange mit seinem Herrn und nach dem Rang erhöht. Dann schritt er auf den Hof der Menge umjubilant, durch die Straßen der Stadt nach Hause.

Die Fahrt nach Osten

Eine Kriegserinnerung von Franz Heinrich Pohl

Von der Kaserne bis zum Militärbahnhof waren die Angehörigen der uns Feld ziehenden Soldaten mitmarschiert. Jetzt galt es Abschied zu nehmen. Es wurde „Nähren“ kommandiert, und die Feldgrauen traten zu ihren Frauen und Kindern, den Vätern, Müttern, Bräuten. Wenn der Trennungsschmerz auch die Herzen erzittern ließ — fast alle bemühten sich, standhaft zu sein, sie drängten die Tränen gewaltig zurück, lächelten und gebrauchten zuversichtliche Worte.

Willy Steffin hielt die Hand seiner Mutter, die kalt und wie leblos in der seinen ruhete. Sie hatte freudig zugestimmt, als ihr kaum zwanzigjähriger Einziger sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Aber nun sah man es ihr an, daß sie alle Kraft gebrauchte, um ihrem Schmerz nicht nachzugeben. Als gelte es nur den Abschied vor einer kurzen Reise, wurden die üblichen Ratsschläge gegeben und die Witten um häufige Nachrichten wiederholt. Doch schon mußten Soldaten wieder antreten. Eine letzte Umarmung:

„Leb wohl, Willy — und wenn ihr nach Ostpreußen kommen solltet, vielleicht siehst du das Dorf, in dem ich geboren bin.“

Willy Steffin nickte seiner Mutter zu, dann erschallten die Kommandos, es mußte auf den Bordemann gesehen und Tritt gefaßt werden. Singend marschierten die Soldaten auf den Bahnhof. Bald waren sie den Blicken der Zurückbleibenden verschwunden, zu denen es aber immer noch herüberklang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“

Als der Transportzug sich bei anbrechender Nacht in Bewegung setzte, hatten die Soldaten, besonders die jungen, den Trennungsschmerz abgeschüttelt. Sie nahmen ihren Tornister herunter und schnallden das Koppel ab. Scherzreden flogen hin und her. Man unterhielt sich über dieses und jenes, am meisten

natürlich über die Frage, ob es nach Osten oder nach Westen ging.

„Aber, Mensch: Osten!“ behauptete Erich Donati, Willy Steffins Freund, der mit ihm zusammen als Kriegsfreiwilliger eingetreten war. „Natürlich darf keiner was sagen, aber aus den Andeutungen des Leutnants kann man nur schließen, daß wir an die Ostfront kommen.“

„Bald werden wir's ja merken“, meinte der Bestiale Möllenhoff und blickte zum Fenster hinaus. Aus dem Dunkel tauchte ein Gewirr von Schienensträngen auf, hier und da eine Signallampe matt leuchtend. Noch war die Richtung nicht zu erkennen.

„Drei Lilien, drei Lilien...“ stimmte ein Soldat an, und die Kameraden fielen mit lauter Stimme ein. Ein Lied folgte dem andern. Auf einmal rief einer: „Wir fahren nach Osten!“ Alle blickten hinaus und sahen im Vorbeigleiten das Bahnhofsgelände einer an der Ostbahn gelegenen Station. Aufgeregt redeten die Soldaten durcheinander. Sie erwarteten die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo die Russen in deutsches Land eingedrungen waren, geraubt, geplündert und gebrannt hatten. Aber niemand wußte, wie der Krieg wirklich ausfiel, denn es war ja noch keiner draußen gewesen.

Allmählich verstummten die Gespräche. Das Rattern und Rütteln des Zuges wiegte die jungen Krieger in Schlaf. Auch Willy Steffin fielen die Augen zu, und auf der Grenze zwischen Wachen und Schlafen sah er wie eine Traumlandschaft die Heimat seiner Mutter, die er einmal als fünfjähriges Kind besucht hatte: Eine Wassermühle, den mit Federwisch bewölkerten Hof und weite, grüne Wiesen mit Pferden und Kühen.

Die meisten Soldaten erwachten erst, als der Zug donnernd über die breite Weichselbrücke

fuhr. Gähnend rieben sie sich den Schlaf aus den Augen, öffneten die Fenster und atmeten die frische, duftende Morgenluft ein. Ein Weichen später betrachteten sie staunend die gewaltig aufragende Marienburg. Dann gab es heißen Kaffee, Zigaretten und andere Liebesgaben. Und überall zeigten sich junge Mädchen, denen man winken und Scherz Worte zurufen konnte. Gegen Mittag traf der Zug in Königsberg ein. Die Feldgrauen verließen die Wagen und nahmen das Essen in Empfang. Es schmeckte großartig. Die Sonne schien warm vom Himmel, und die Zukunft lag, wenn auch etwas ungewiß, so doch abenteuerlich und abwechselungsreich vor den Soldaten. Warum sollten sie nicht lustig sein? Lärm und Gelächter erfüllten den Bahnsteig.

Langsam fuhr ein Zug auf dem benachbarten Geleise ein. Neugierig blickten die Soldaten hinüber. Die Wagentüren öffneten sich. Würden ein paar hübsche ostpreussische Mädchen aussteigen? Aber plötzlich verstummte alles Lachen, alles Reden und Scherzen und Totenstille lag über den Bahnhof. Ein Zug des Unglücks war angekommen: Alte Männer, alte Frauen kletterten mühsam heraus, Mütter mit weinenden Kindern versammelten sich um ein paar Sackelgeiten — Bündel, Kartons, Körbe, in denen Hühner gackerten. Ein zehnjähriges Mädchen hielt eine graue Kasse an sich gepreßt, und ein etwas älterer Junge trug sogar unter jedem Arm ein Ferkel. Vielleicht hätte der eine oder andere Soldat sonst gelacht, aber sie starrten immer nur auf die Gesichter der Menschen. Welchen abgrundtiefen Kummer, welche Trostlosigkeit und Verzweiflung drückten sie aus. Flüchtlinge waren es, Ostpreußen, die der Ruße von Sans und Hof vertrieben hatte. Willy Steffin war es, als hörte er seine Mutter wieder sprechen: „Willelmi, siehst du das Dorf, in dem ich geboren bin...“

Willy Steffin nickte. Er sah, daß die Tante in Mendenau — der Onkel und die älteren Vettern waren eingezogen — vor kurzem noch einen sehr sorgenvollen Brief geschrieben hatte. Schnell ging er zu den Flüchtlingen hinüber. Ja, auch aus dem Kreise in

dem Mendenau liegt, waren Leute dabei, er fragte er sich weiter durch.

Mendenau? Ein alter Mann nickte prüfend an. „Ja, dort drüben haben wir die Frau Wötcher.“ Aber ja, die ist auch dabei.

Willy Steffin stand vor einer Wand, auf einem Bündel hockte, den Kopf in die Hände gestützt. Zwei kleine Mädchen knaberten an einem verpackten Brot. Er sah, daß das mußte sie sein, die Willelmi seiner Mutter war unversehrbar.

„Tante Mariel!“ grüßte Willy und näherte sich den Kindern mit großen Augen angeht, „ich bin Willy, Willy Steffin.“

Die Frau hob langsam den Kopf und den jungen Soldaten verständnislos an. Allmählich belebten sich ihre erstarrenen Augen, sie weiteten sich vor Erstaunen, dann glitt der Anflug eines Lächelns über ihr Gesicht. Sie erhob sich schwerfällig.

„Willy? Was für Junge?“ Sie schüttelte den Kopf. „Willelmi ist doch ein Feldgrauer, jagst du über die frischen Wälder.“ „Ja, du bist es, mein Junge!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte erschütterte ihren ganzen Körper. Als vade sie ihr ganzes Glück aus dem Mund, begann auch die drei Kinder zu weinen.

Der Kriegsfreiwillige legte seine Arme um die Kinder. Er brachte vor Erschütterung das Wort hervor. Da schmetterte ein Trommelsignal über den Bahnhof.

„Ich muß fort, Tante“, sagte Willy und mußten antreten. „Als wäre es seine Mutter, die in seiner Arme und in seiner Hand.“ In aller Eile drückte er den Kindern die Hände.

„Habt nur Mut“, rief er, „wir werden uns bald wieder hinausgeschmissen haben.“ Dann lief er zu seinen Kameraden, mit denen er einen Augenblick später und kampfesfroh wie sie, in Reih und



18) Ralph steht auf und Berg wendet sich ihm zu. „Daß Sie uns das Leben uns viele Mühen das Mädchen zucht Kommissar an.“

„Wenn ich nicht so schon gekommen. Aber Doktor Vengstfeld hat mit großem Interesse gekipelt hat.“

„Nun verstehe ich a zu ihm hat und wo d sein, daß diese Muster auch Vengstfeld allerhand das mit den anderen z Der Kommissar seht.“

„Das werden wir ihre, bringt uns das S Mit einem vielstagen unendlichen Telefon. Er hat aus energisch geklärte sich. Er spricht wieder an den Rechtsa...“

...also. Ich würd gemeldet, und zwar b zum ersten Male heu beobachtet wurde. In Er drückt auf eine tritt ein.“

„Weber, das müßte ihn! noch nicht hier zeuten nach dem Neu werden! Unsere Freu Ding gebracht.“

„Weber verschwinde! Es dauert nicht la seine ersten Ermittl Vengstfeld sind gerad über neuzeltliche Belgriffen, als seine Mel.“

„Wir haben folgen Villa des Sommerfies Ruhe begeben und wi das Hefenleben eine fiel. Verletzt beim e Gärten fanden die L verständigten sofort d test: Vor der Villa, b Spuren eines Automot gehalten das. Das anelantanten Fahren n.“

Den weiteren Zugang Eintritten einer Scher die Parterreräume je das muß so teile ge schloßenden Bewohne werte Fußpuren de handon, desgleichen holspunkte als die, wider mit der gleich überlegen angestart zu sind wir damit b zu forchen, besonde brecher ihre Beute n liegen stehen.“

„Heute steht das Z Weber seinen Bericht stenographiert, lauter Führer einer Strafzr Nahrung Grasfing hi.“

„Wir haben soeben den Wagen gefunden, der Fahrer aus Ven landen wir bei der e Nummernschiffs mit selbst trägt die Num Wagen sind also alle weiter geschoben?“

„Ich komme hin. Dann wendet sich ih aufgefunden ist mein Wagen.“

„Doktor Vengstfeld hat hat er nach i“

Die Adresse
... von sich
... auf einer
... der Ring
... an einem
... um plötzlich
... dem wohlbehalten



Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

... heißen, denn
... Sie diese wütende
... affen?!"

... reichte ihm den
... besser."

... Knie und rief
... zu Gott empor.
... des Geschehens
... ablegte, wurde
... Auf dem Wege
... ist Friedrich
... schienen, und
... flog zu ihm
... das überraschte

... Urteil verurteilt
... zu meinen
... den andern
... im Gefängnis
... ändern um des

... aufgeleitet, er
... Herrn und
... schritt er auf
... durch die

... waren Leute
... eiter durch.
... der Mann blüht
... drüben sitzen
... ja, die ist auch
... vor einer Bänke
... die, den Kopf
... kleine Mädchen
... ängstlicher Weise
... die Wertschätzung
... vernehmbar.

... kiste Billy und
... Billy, Billy
... am den Kopf
... verständnislos an
... ihre erkannten
... sich vor Erstaunen
... eines Lächelns
... sich schwerfällig
... Sie schüttelte
... Blödsinn fröhlich
... er die frischen
... Jungchen ähneln
... zweifelhafte
... vors Gesicht, und
... ihren ganzen
... s Glend aus
... Kinder zu weinen

... te, sagte Billy
... wäre es seine
... eine arme und
... te er den Kindern

... ef er, "wir werden
... ausgemessen
... Kameraden
... Augenblick
... in Reich und

18
Nachdruck verboten

Maly steht auf und verläßt das Zimmer. Berg wendet sich wieder an Mia Vogel. "Dah Sie uns das nicht früher gesagt haben! Sie hätten uns viele Mühe erspart." Das Mädchen juckt die Schultern. Hillos sieht es den Kommissar an. "Wenn ich nicht solche Angst gehabt hätte, wäre ich schon gekommen. Aber ich habe mir gesagt: Mia, laß die Doktor Lengsfeld hat sich inzwischen ausgeruht und ist mit großem Interesse dem gefolgt, was sich vor ihm abgespielt hat."

"Nun verstehe ich aber nicht, was das alles mit Litten zu tun hat und wo die beiden Mädels stecken. Mag ja sein, daß diese Musiker solche Dunkelmänner sind und daß das Loro so allerhand auf dem Kerbholz hat. Aber was hat das mit den anderen zu tun hat? Keine Ahnung!" Der Kommissar setzt ein feines Lächeln auf. "Das werden wir auch bald haben. Wenn ich nicht mit uns das Klingeln schon wieder weiter."

Mit einem vielsagenden Blick greift er nach dem heftig lautenden Telefon. Sein Gesicht, das in der letzten Zeit aus energisch gespannten Falten bestanden hat, verflüchtigt sich. Er spricht ein paar Worte und wendet sich wieder an den Rechtsanwalt.

"Also. Ich würde mich wundern, wenn es anders gekommen wäre. Eben wird wieder ein neuer Einbruch gemeldet, und zwar diesmal in der Nähe der Stelle, wo zum ersten Male heute abend das geheimnisvolle Auto beobachtet wurde. In dem Villenviertel Harlachung."

Er drückt auf einen Knopf, und sein Assistent Weber tritt ein. "Weber, das müssen Sie übernehmen! Ich kann vorläufig noch nicht hier fort. Begeben Sie sich mit ein paar Leuten nach dem Revier 27, wo Sie Weiteres erfahren werden! Unsere Freunde haben schon wieder einmal ein Ding gedreht."

Weber verschwindet so schnell, wie er gekommen ist. Es dauert nicht lange, bis er am Telefon den Stand seiner ersten Ermittlungen durchgibt. Berg und Doktor Lengsfeld sind gerade in einem ausführlichen Gespräch über neuzustellende Bekämpfung des Verbrechertums befaßt, als eine Meldung eintrifft.

"Wir haben folgendes festgestellt: Die Bewohner der Nähe des Kommerzienrats Behnke hatten sich bereits zur Ruhe begeben und wurden durch Nachbarn geweckt, denen sie bereits beim ersten Durchsuchen des paratartigen Hauses fanden die Leute verstreut umherliegende Gegenstände aus den Sammlungen des Kommerzienrats. Sie lief: Vor der Villa, die abgelegen zwischen weiten Gärten und Parkanlagen liegt, an einer Nebenstraße, waren Spuren eines Automobils zu sehen, das längere Zeit dort unbekannten Tätern mittels Nachschlüssel geöffnet worden."

Den weiteren Zugang verschafften sich die Verbrecher durch die Vorterrassen systematisch durchwühlt worden, aber das muß so leise geschehen sein, daß die im ersten Stock wohnenden Bewohner nichts merken konnten. Bemerkenswerte Fußspuren oder Fingerabdrücke sind nicht vorhanden, desgleichen finden sich auch sonst keinerlei Anzeichen, die auf die, daß wir es hier mit Bestimmtheit wieder mit der gleichen Bande zu tun haben, die auch die letzten ungeklärten Einbrüche begangen hat. Augenblicklich sind wir damit beschäftigt, nach weiteren Einzelheiten zu forschen, besonders nach dem Grund, warum die Einwohner ihre Leute nicht mitnahmen, sondern im Garten liegen ließen."

Heute steht das Telefon nicht mehr still. Kaum daß Berg seinen Bericht beendet hat, den Berg eiligst mittelegraphisch, lautet es schon wieder. Diesmal ist es der Führer einer Strafstrasse, die im Auftrage Bergs in Richtung Grafing hinausgeführt ist.

"Wir haben soeben am Kilometerstein 18,3 den gesuchten Wagen gefunden. Nach unseren Feststellungen hat ihn der Fahrer aus Benzlmangel stehenlassen. Im Innern haben wir bei der ersten Augenscheinnahme ein zweites Kennzeichen mit der Nummer HA 3769. Der Wagen selbst trägt die Nummer HA 55517. Die beiden gesuchten Wagen sind also allem Anschein nach identisch. Was soll weiter geschehen?"

"Ich komme hin. Lassen Sie alles so, wie Sie es gesehen haben!" Dann wendet sich Berg an den Rechtsanwalt, der plötzlich aufgestanden ist und gespannt zugehört hat. "Wollen Sie mitfahren, Doktor? Ich habe Platz in meinem Wagen."

Doktor Lengsfeld sagt selbstverständlich nicht nein. Schon hat er nach seinem Mantel gegriffen, sich diesmal auch den richtigen Hut aufgesetzt und ist bereits fertig, als Berg noch einmal nach dem Telefon greift.

auch den richtigen Hut aufgesetzt und ist bereits fertig, als Berg noch einmal nach dem Telefon greift.

"Alle Bahnhöfe sind sofort mit einer ausreichenden Zahl von Beamten zu besetzen. Besonders ist nach den in Blatt 7 angegebenen Personen zu fahnden. Sie sind im Betretungsfalle sofort festzunehmen und zu mir zu bringen."

Bernunbert steht der Rechtsanwalt den Kommissar an. "Ich verstehe nicht. Das sind doch die Leute von der Kapelle?"

"Ganz recht. Das sind sie. Ich denke, daß diese Anordnung notwendig sein wird."

Dann gehen sie hinaus. Im Gange kommen ihnen die Beamten entgegen, die eben im "Kafadu" gewesen sind.

"Na?"

"Es hat sich dort leider nichts weiter feststellen lassen, als daß die Kapelle gestern ihren letzten Spieltag hatte und mit Noten und Instrumenten in der Nacht das Lokal verlassen hat. Ueber den Ort, wo die Leute sich hinbegeben haben, konnte uns der Wirt nichts Genaues sagen. Aus den Andeutungen hat er nur herausgehört, daß sie sich wieder ins Ausland begeben, woher sie ja auch gekommen sind. Er hat uns das nicht mitgeteilt, weil er der Meinung war, daß uns das nicht interessiert."

"Bleiben Sie in meinem Zimmer, und sorgen Sie dafür, daß dem kleinen Fräulein dort die Zeit nicht lang wird!"

Unten besteigen sie Bergs Wagen. In schneller Fahrt geht es hinaus aus der inzwischen schlafenden Stadt, durch Vororte auf die freie Straße.

Schon von weitem erkennen sie die grellen Scheinwerfer der Polizeiräder, die an der Seite der Straße neben dem verlassenen Automobil stehen. Wenige Meter davor hält Berg an und steigt aus. Der Führer der Streife meldet kurz noch einmal, wie sie den Wagen gefunden haben.

"Haben Sie schon die Umgegend durchsucht?"

"Wir haben alles so gelassen, wie wir es fanden, da keine Spuren zu sehen sind."

"Gut! Leuchten Sie einmal!"

Berg unterzieht den Wagen einer genauen Durchsicht. Es ist ein großer Sechsjäger, der schon deutliche Spuren langer Benutzung trägt. Ein deutsches Fabrikat, das die Verbrecher anscheinend alt gekauft haben, als sie ihren blauen Wagen im Stich lassen mußten. Im Innern finden sich einige leere Säcke, Handwerkzeug und das falsche Nummernschild.

Dann läßt Berg Schritt für Schritt den Boden abtasten. Er geht um das Auto herum, und plötzlich zeigt er erstaunt auf einen kleinen Zettel, den die Beamten bisher übersehen haben müssen. Aufmerksam hat er ursprünglich auf dem Trittbrett des Führersitzes gelegen und ist durch den Wind hinunter und weiter nach dem Graben hin fortgeweht worden.

Im hellen Licht der Blendlaternen fällt Berg den Zettel auseinander. Doktor Lengsfeld beugt sich über ihn und liest:

"Wer diesen Wagen findet, wird gebeten, sofort die Polizei zu verständigen. Etwa zwei Kilometer von hier in dem alleinigen Gehöft auf der linken Seite befindet sich ein Verbrechernetz. Ich..."

An dieser Stelle muß dem Schreiber der Bleistift abgebrochen sein, denn beim letzten Buchstaben ist auf dem Papier ein Strahler entstanden, und dann folgen noch einige Eindrücke, die vielleicht Worte darstellen sollen, aber nicht genau erkennbar sind.

Ohne Doktor Lengsfelds fragenden Blick zu beachten, schiebt Berg den Zettel in die Tasche und spricht ein paar Worte mit dem leitenden Beamten. Einen Augenblick später rattert ein Motorrad davon.

Aufgeregt geht Berg hin und her. Immer wieder sieht er nach der Uhr. Auf die Frage des Rechtsanwalts hat er nur ein abweisendes Achselzucken. Da gibt es Doktor Lengsfeld auf, ihn zu stören. Er wendet sich an die umherstehenden Polizisten und unterhält sich mit ihnen im Flüßerton.

Von der Stadt her kommen die Geräusche sich nähernder Automobile. Lichtkegel fressen sich in das Dunkel und beleuchten sekundenlang taghell die wartende Gruppe. Dann tauchen aus dem Dunkel die Umrisse großer Wagen auf, von denen herab die blanken Tschakos von Polizeibeamten blitzen.

Die Wagen halten, und Berg klettert auf den Führersitz des ersten. Schnell verständigt er sich mit dem Leiter des Kommandos, einem jungen Leutnant, dem der Unternehmungsgeist aus den Augen leuchtet.

Langsam fahren die Wagen wieder an, und im Dunkel bleiben die Motorräder am Wege stehen.

Nach kurzer Fahrt stoppen die Wagen vor einem kaum erkennbaren Gehöft, dessen dunkle Mauern sich nur wenig von der Landschaft abheben. Die Motoren werden abgestellt, und leise verlassen die Beamten ihre Sitze.

Die Karabiner schußbereit unter dem Arm, gehen sie in weit auseinandergezogener Reihe auf das Gehöft vor und umkreisen es.

Als Berg, der mit dem Leutnant zusammen hinter Büschen versteckt vor dem Hause steht, erblickt, erkennt, daß sich der Ring geschlossen hat, acht er zur Tür und klopfte mit seinen Fäusten dagegen. Im Innern bleibt alles still.

Wieder schlägt er mit seinen Fäusten gegen das starke Holz. Laut hallen seine Anstöße durch die Nacht.

"Aufmachen! Polizei!"

Dann treten auf seinen Wink ein paar Polizisten hinzu, die in wenigen Sekunden aus der eben noch festen Tür einen wüsten Haufen von Splintern machen. Die Pistolen in der Hand, geht Berg als erster hinein. Ihm auf dem Fuße folgen die Beamten.

Sie kommen in eine Art Vorraum, wie er überall in solchen kleinen Bauernhäusern zu finden ist. Vortische und Kübel stehen herum, eine rohgezimmerte Leiter führt nach oben zur Bodentafe.

Plötzlich vernehmen die Männer aus dem nach dem Garten zu gelegenen Teil des Hauses laute Hilferufe. Gellende Schreie erfüllen die Räume, und einen Augenblick lang laufen die Männer angestrengt nach der Richtung, aus der sie kommen. Dann fällt ein Schuß, etwas Schweres poltert zu Boden, und es wird wieder still.

In der einen Hand die hellen Lampen, in der anderen die entschärften Pistolen, stürzen sie vorwärts. Es geht durch ein Zimmer, durch unordentlich durcheinandergeworfene Möbel und Kisten. Krachend fallen die Türen gegen die Wände.

Dann noch ein Raum, eine Art Hühnerstall, und nun stehen sie vor der Tür, hinter der leises Wimmern hervorbringt. Berg drückt auf die Klinke, aber die Tür ist verschlossen. Die Männer werfen sich gegen das Holz. Die Bretter geben nach und fallen krachend in das Innere.

Darüber hinweg geht das Licht der Laternen. Der Eindruck, der sich den Beamten bietet, ist furchtbar. In einer Ecke, auf zusammengeworfenen Strohhäufen und Decken, liegen zwei weibliche Gestalten, an Händen und Füßen mit Striden gefesselt. Als das grelle Licht ihre Gesichter trifft, da erkennt Berg die Schwestern Julia und Friedel. Vor ihnen, mit dem Gesicht zum Boden, liegt ein Mann der ganzen Länge nach ausgestreckt. In der ausgestreckten Rechten hält er einen Revolver.

Die Strahlenkegel flackern an den Wänden entlang. In einer Ecke hat sich zusammengedrückt ein zweiter Mann, der, anscheinend in großen Schmerzen, die Fäuste gegen seinen Leib preßt.

In Sekunden hat Berg die Situation erfasst. Zwei Beamte kümmern sich um die beiden Mädchen, die vor Angst wie betäubt daliegen und kaum die Augen öffnen, als die Stride von ihren Gliedern fallen. Berg selber wendet sich an den Mann in der Ecke und hebt seinen Kopf empor. Als er ihn wieder losläßt, fällt er schwer nach unten.

"Die beiden Mädchen 'raus an die frische Luft!"

Mit den Blicken folgt Berg den Polizisten, die Julia und Friedel auf den Arm nehmen und hinaustragen.

"Den Mann da mit dem Revolver ebenfalls 'raus! Und aufpassen, daß er nicht fortläuft, wenn er wieder munter wird!"

Starke Fäuste umklammern den schweren Körper und heben ihn hoch. Berg richtet nun für einen Augenblick seine Augen auf das fahle Gesicht, als er sich ihm zuwendet. Das ist ja Brugge, ohne Zweifel, das ist er! Ueber Bergs Gesicht geht ein befriedigtes Lächeln. Aufatmend wendet er sich zu dem Zurückgebliebenen, dessen Lebensgeister langsam wieder zu erwachen beginnen.

"Nun, Herr von Litten, da hätten wir es ja geschafft."

Ein mattes Lächeln und ein kurzer Blick aus halb geöffneten Augen antworten ihm. Dann drückt Litten wieder seine Fäuste gegen eine rotgefärbte Stelle seines Anzuges.

Berg hilft Litten, aufzustehen, und mit Unterstützung eines hinzugerufenen Polizisten führt er ihn zu dem draußen wartenden Auto. Mit dem Leutnant bespricht er kurz, was noch zu tun ist.

"Durchsuchen Sie das Haus, und sehen Sie zu, ob Sie allein damit fertig werden! Wenn nicht, läuten Sie mich an. Ich schicke Ihnen dann jemanden 'raus. Ich glaube, daß wir jetzt am Ziele sind. Das übrige wird sich innerhalb der nächsten Stunde ebenfalls auflären."

Mit einem Gruß geht Berg davon. Draußen laufen die Motoren an, die Beamten besteigen ihre Wagen, und nur ein einziger bleibt zurück, als es wieder der Stadt zugeht.

Als Berg im Polizeipräsidium eintrifft und, gefolgt von den übrigen, die kaum mit seinen schnellen Füßen Schritt halten können, hinauf zu seinem Zimmer geht, kommt ihm, bereits von weitem rufend, Weber entgegen.

"Herr Berg, wir haben sie noch alle erwischt! Eben ist der letzte eingeleitet worden."

Aber Berg ist kaum erstaunt darüber. Nachdem er in den letzten Stunden seine Schlingen sorgfältig um die Verbrecher gelegt hat, war es für ihn ziemlich sicher, daß sie sich darin fangen würden.

"Auf drei verschiedenen Bahnhöfen versuchten sie in letzter Minute zu entkommen. Ein wichtiger Mann fehlt uns allerdings: Brugge! Aber den..."

"Den haben wir auch schon!" vollendet Berg den Satz. (Fortsetzung folgt)

Ratgeber für Obst- und Gemüsebau, Blumenpflege und Kleintierzucht

Beim Pflanzen von Obstbäumen hält man von vorn-
herin die Abstände ein, die den Bäumen für immer Raum
genug zur gefundten Entfaltung lassen, im Ziergarten da-
gegen pflanzt man gern etwas dichter, als es gut ist, um
schneller das Bild geschlossener Pflanzungen zu haben.
Leider wird oft vergessen, die Pflanzungen später zu lich-
ten, sobald die Gehölze einander bedrängen. Dann ver-
teehrt sich der Vortheil des Dichtpflanzens in das Gegentheil,
weil die zu eng stehenden Sträucher infolge gegenseitiger
Verschattung unten laßl werden. Blätter und Blüten
schwächen dann hauptsächlich über unseren Köpfen, und wir
können uns kaum an ihnen freuen.

Die Arbeit des Auskistens gehört zu den Geschäften der kalten Monate, da man sie auch sehr gut bei Frostwetter ausführen kann. Unser Ziel ist dabei, vor allem die selteneren Arten, die schönblühenden und schwachwachsenden, zu erhalten. Wenn starkwüchsige Bäume und Sträucher zwischen schwachwachsende nur gesetzt wurden, damit die Pflanzung schneller fertig würde, muß man sie entfernen, bevor sie die anderen unterdrücken. Man darf aber den schwachwüchsigen Arten nicht allgemein den Vorrang geben, denn unter ihnen sind auch solche, die zu kurze Zeit leben, um in dauerhaften Baumgruppen die Hauptrolle zu spielen.

Größere Bäume kann man in geschlossenen Pflanzungen gewöhnlich nicht roden, man läßt den Stumpf in der Erde vermodern. Beim Fällen muß die günstigste Fallrichtung gewählt werden, damit möglichst wenig zerstört wird. Oft wird man die Krone erst in Theilen abtragen, bevor man an den Stamm herangeht.

Damit die Kaninchen in Außenställen im Winter nicht zu kalt sitzen, schließt der Züchter im Herbst alle Löcher, Fugen und Ritzen. An der Ostseite der Ställe bildet sich bei scharfem Wind leicht Raubreif. Das kann man verhindern, wenn man fünf bis sechs Zentimeter von den Stallwänden entfernt eine Bretterwand anbringt und den Hühnertraum mit trockenem Laub oder Stroh ausfüllt. Gegen Kälte ist das Kaninchen sonst nicht empfindlich, und man braucht sich nicht zu sehr zu bemühen, es davor zu schützen. Das Verhängen der Ställe mit Säcken, das Vorsetzen voller Holzthüren oder gar das Umquartieren in warme Räume bringt eher Nachteile als Nutzen. Die Tiere sollen durchaus nicht verweichlicht werden, denn damit verlieren sie an Widerstandskraft, und für die Bildung guter Felle werden die Bedingungen verschlechtert. Vor Erkältungskrankheiten schützen wir sie hinreichend, wenn wir Zugluft von ihnen fernhalten. In völlig geschlossenen Räumen sitzen sie zu warm, und die beim Öffnen der Ställe plötzlich einströmende kalte Außenluft kann ihnen erst recht gefährlich werden.

Was in der Verpackung der Tiere im Winter übertrieben wird, das wird andererseits in der Zauberkhaltung der Ställe oft veräuimt. Es ist nicht wahr, daß die Kälbern im Winter gern auf einer dicken Mistmatratze säßen. Im Gegenteil, sie lieben das nicht. Es genügt aber, die Ställe in den kalten Monaten alle 14 Tage gründlich zu reinigen (anfangs wöchentlich). Länger soll man diese wichtige Pflegearbeit jedoch nicht ansetzen lassen.

Außer dem Heu muß für Känningen und Ziegen im Winter ein Vorrat von Rüben bereitgestellt. Die meisten Känningen- und Ziegenhalter glauben zuwenig Land zu besitzen, um sie selbst anzubauen. Wer aber in seinem Garten ein Stück mit Kartoffeln bestellt, um nur ein paar Zentner zu ernten, kann ebenjogut ein gleiches Stück für Rüben bestimmen. Von 100 Quadratmetern, die im Durchschnitte zwei bis vier Zentner Kartoffeln liefern, erntet man fünf bis zwölf Zentner Munkelrüben oder vier bis zehn Zentner Aohlrüben, und dazu kommt noch die Blattmasse, die als Grünfütter oder Sauerfutte zu verwenden ist. Wenn auch bei reichlicher Fütterung mit Rüben wegen der abführenden Wirkung, besonders der Blätter, eine gewisse Gefahr besteht, so bilden sie doch ein vorzügliches Ergänzungsfutter für Kleinvieh. Um Tiere völlig zu erhalten, sind sie nicht nahrhaft genug.

Ziegen reißt man die Rüben roh oder gekocht, je nachdem sie gern genommen werden. Zwei bis drei Pfund täglich wirken günstig auf die Milchabsonderung ein. Die Mütter sollen nur vereinzelt — im Gemenge mit Heu — gegeben werden. Sanfterfutter, bei dessen Herstellung man zur Bindung der abführenden Säuren auf 100 Pfogramm Mütter etwa 50 Gramm Schlämmeide zusetzt, sollte nur als Nothbehelf dienen, da sich Ziegen meist schlecht an dies Futter gewöhnen. Kaninchenzüchter haben mit Pansenfütterung bei Jungtieren zuweilen schlechte Erfahrungen gemacht. Ältere Tiere gewöhnen sich schnell daran und nehmen sie roh und gekocht. Gekochte Rüben vermische man mit trockener Kleie. Pansenblätter eignen sich weniger zum Versüßern an Kaninchen.

Hühnern gibt man gekochte Hunkeln & Weichfutter mit Kartoffeln und Kleie oder Heumehl vermischt. Auch roh werden sie gern genommen, besonders im Winter als Ersatz für Grünfutter. Eingeperrte Hühner fressen auch die Hunkelblätter, wenn anderes Grünfutter fehlt. Das Kochwasser der Hunkeln gibt man den Hühnern als Trinkwasser, und so verwertet man auch die darin enthaltenen Nährsalze. Der hohe Wassergehalt der Hüben erübrigt bei Ziegen und Kaninchen fast ganz das Trinkwasser. Er bringt es auch mit sich, daß die Hüben leicht gefrieren. In dieser Hinsicht muß man sehr vorsichtig sein, da gefrorene Hübenhäute Darmerkrankungen verursachen.

Schädlingsvertilger dürfen nicht verhungern

Zu unseren eifrigsten Insektenfressern zählen die Meisen. Durch ihre Ungezieferjagd bewahren sie manche Kulturpflanze vor der Zerstörung, und wir tun uns selber den größten Dienst, wenn wir ihnen helfen, die winterlichen Hungermonate zu überleben. Wenn man sieht, daß die Meise täglich ungefähr ihr eigenes Gewicht an Nahrung braucht, dann erscheint das sehr viel. Es sind aber nur 12 bis 15 Gramm, und so viel wiegen 12 000 bis 15 000 Schädlingseier. Je kälter es ist, desto mehr muß die Meise fressen, um die nötige Körperwärme zu erzeugen. Länger als 20 Stunden kann sie nicht hungern, und bieten wir ihr kein leicht erreichbares Futter, wenn ihr durch Schnee und Frost nicht genug Nahrungsmittel zugänglich ist, dann kommt sie um.

Es ist gut, wenn die Vögel, an deren Erhaltung uns liegen muß, schon vor Eintritt erster Gefahr wissen, wo sie etwas finden. Deshalb beginnen wir jetzt an einem bestimmten Ort mit der Darbietung kleiner Futtermengen. Dabei bedienen wir uns möglichst einfacher, aber praktischer Vorrichtungen. Es hat keinen Sinn, Häuschen mit niedlichen Zierleisten und aufgemalten Thüren und Fenstern anzubringen, wenn sie das Futter nicht sicher vor dem Verschlingen schützen oder nur die Sperlinge anlocken. Die Hauptsache an dem Verfütterungsgerät ist, daß das Futter darin trocken bleibt, daß es durch Witterungseinflüsse nicht ungenießbar und unzugänglich wird. Das wettersichere Dach muß also auf allen Seiten so weit überstehen, daß nirgends Schnee oder Regen eindringen kann. Der untere Dachrand liegt zu diesem Zwecke am besten in gleicher Höhe mit dem oberen Rand des Futterbrettes.

Man läßt sich eine solchen Bedingungen genügende Futtergelegenheit schon dadurch herstellen, daß man ein weit herabreichendes Dach eines Schuppens, einer Laube oder Veranda dafür ausnützt. Man braucht dann nur in der Höhe des unteren Dachrandes an der Wand ein maaßrechtes Brett anzubringen mit zwei starken Stützen gegen das Umkippen gesichert. Ringsherum nagelt man eine fünf Zentimeter hohe Leiste, die das Herabfallen des Futters verhindert.

Ein sehr praktisches Vogelfuttergerät ist das aus einem halben Kolosnuschale gefertigte Futterglöckchen. Man braucht nur mit Draht ein 15 Zentimeter langes Stäbchen wie einen Köppel in der Schalenhöhlung zu befestigen und oben einen Haken zu biegen, an dem man das Glöckchen an einem Zweig aufhängt. Die Schale wird mit einer Mischung ölhaltiger Sämereien gefüllt, die durch Kinder- oder Hammeltalg zusammengeballen werden. Die Masse darf nicht zuviel Talg enthalten, weil sonst die Vögel bei scharfer Kälte nicht imstande sind, sich Nahrung von der harten Masse abzuspitzen. Frei schwebend, schützt die Glocke das Futter völlig vor unerwünschten Einflüssen, und nur die geschickten an dem Stäbchen turnenden Weissen und Kleibern erreichen es. Den Sperlingen fällt es sehr schwer, sich daran festzuhalten. An Stelle von Kolosnuschalen kann man auch kleine zusammengeknagelte Holzkästchen

Das Hühnerei besteht zu zwei Dritteln aus Wasser, und infolgedessen haben vielsiegender Hühner ein großes Wasserbedürfnis. Auch im Winter muß es gleichmäßig befrieget werden, und die Tiere haben es in dieser Zeit gern, wenn das Getränk etwas angewärmt wird. Ein grober Haltungsfehler liegt vor, wo die Hühner sich nach kalten Nächten öfter in die Eisbede der Tränkegefäße baden müssen. Dieses kalte Wasser ist ihnen nicht schädlich, und man sollte bei drohendem Frost die Tränken abends lieber ins Haus nehmen oder ausschütten. Zu dem Wasser in Gefäßen, die über Nacht in der Küche oder im Flur standen, gießt man morgens etwas warmes Wasser zu, damit der ganze Inhalt eine laue Temperatur hat.

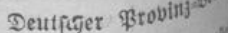
Hält sich auch die Tagestemperatur unter Null, muß man zwei- bis dreimal am Tage warmes bis heißes Wasser nachschütten, sonst gefriert das Wasser doch. Unquemer ist die Heizung der Tränken. Will man sich keine mit Brillets zu heizende Tränke anschaffen, hilft man sich mit einer selbstgebauten Vorrichtung, bei der eine kleine Petroleumlampe als Wärmequelle dient. Man muß nur die erhöht aufgestellte Tränke davor sichern, daß die Hühner sie und die Lampe umwerfen. Das Anwärmen des Wassers dient nicht etwa nur zur Erhöhung der Beschäftigkeit der Tiere, es hilft auch Futter sparen, denn muß das Huhn eiskaltes Wasser in seinem Körper erwärmen, verbraucht es dafür eine gewisse Futtermenge mehr, als es sonst zum Leben und Leben bedarf.

In Anweisungen für Herbstarbeiten im Obstgarten wird zuweilen empfohlen, den Boden tief umzugraben und dabei das abgefallene Laub unterzubringen, weil es häufig mit Krankheitskeimen behaftet sei. Das ist ein Irrthum, dessen Befolgung den Obstbäumen eher schädlich als nützlich sein kann. Denn wenn man unter ihnen den Spaten steil in die Erde stößt, weil man es beim Umgreifen von Gemüsebeeten tut, zerföhnet man viele Obstbaumwurzeln, die sich im Bereich der spatenabstößenden Erdschicht befinden. Ihr Verlust föhrt die Ernährung der Bäume in der nächsten Wachstumszeit.

Ist wirklich die Befürchtung begründet, daß das Baumlaub eine Brutstätte von Pilzschädlingen werden könnte, tut man besser, es zusammenzuheften und mit Aeskalytusatz zu kompostieren. Auf die Baumscheiben

verwenden. Einem solchen Futterwürfel gibt man eine 12×12 Zentimeter messende Grundfläche und 12 Zentimeter Höhe.

Hauptſächlich für Weiſen und Kleiber
auch der automatiſche Unterfaſſen, den das
Mitte im Querdurchſchnitt zeigt. Man fertigt
25 Zentimeter lang, 15 bis 20 Zentimeter breit und
35 Zentimeter hoch an. Mit der höheren Längs-
er an einer Mauer aufgehängt. Das mit Schur-
feſtigte Dachbrett dient als Klappe zum Füllen,
auf den freien Seiten ſind Zentimeter über,
des Klapſens bildet nur eine fünf Zentimeter breite
die längs der Rückwand unteran geſetzt iſt. Durch



Zentimeter hohe, vorn daraufgesetzte Leiste enthält Nüsse, aus der die Vögel Futter picken können. Von dem Vorrat, der über einer schrägen Glasplatte immer wieder aufgefüllt. Diese stützt sich auf zwei Rückseiten des Kastens wie vom Boden der Vögel. Zentimeter entfernt angebrachte Leiste, von einer Nadeln gehalten.

Das Dach des Kastens muß unbedingt sein, weil durch einbringende Feuchtigkeit das Futter verderben würde und nicht mehr nachverwendet werden könnte. An der Glascheibe sieht man von unten das Futter, welches durch den Vorrat verbraucht ist. Der den Futterkasten umgebende Garten frei an einem Platz befestigen möchte, kann auch als Doppelkrippe mit Satteldach bauen. Die Futterkisten aus Glascheiben im Innern bilden dann einen Raum, in dem das Futter in zwei Treppchen ruht. Die Futterkisten sind fächerförmig, einer aus einem Platten Futterkrippe ist das sogenannte Silberdorfer Futterkasten (Abb. rechts), bei dem sich ein kleiner Futterkasten in zwei gläsernen Giebelwänden befindet. Zu ihm führt die Vogel ebenfalls durch Anflus von unten.

Greitet man dann garten reifen Kompost ober die Erde und vernichtet diesen beim Lockern des Bodens. Den Vorrat an tierischen Schädlingen kann man bei dieser Gelegenheit dadurch vernichten, man die Güter während der Arbeit mit den Scharen und pflügt läßt. Sie freßen zwar auch wertvollen Regenwurm, aber dieses Opfer lohnt die Vernichtung großer Ungeziefermengen.

Als Nebenerzeugnis der Ziegenhaltung ist auch
Dünger sehr wertvoll. Je nach Einsäure, Haltung und
Liefert eine Ziege 15 bis 30 Zentner Dünger im Jahr.
Mist ist sehr gebaltvoll und neben dem Ranzschmelz
reichste aller Mistarten. Im Kalt- und Pöschschmelz
er überhaupt an der Spitze. Am wenigsten enthält
Stoff, doch immer noch fast so viel wie der Ranzschmelz.
lohnst sich also, den Ziegenmist sorgfältig zu sammeln
seine Kräfte dem Kulturland unverzüglich zuzuführen.

Die Farbe ihres Zugesbells behalten nicht alle
rasen bei. Bei den Silber- und Russentänzinern be-
kommt eine Verfarbung, die gewöhnlich in der sechsten
beginnt und sich über mehrere Monate erstreckt. Nach
sieben Monaten pflegt sie abgeblorren zu sein.
schleunigt sie, Kälte verzögert sie. Dabei bilden sich
wunden Schläge das Gegenstück zueinander. Das
geborene Silberentzinn wird nach und nach durch
weisse Junge des Russentänzins dagegen bekommt
schwarze Stellen. Beide Rassen sind wahrhaftig
einander verwandt, und zwar ist das Silberentzinn
ältere Rasse anzusehen, das Russentänzinn ist ein
Zugtergebniß.

Pfirliche pflanzt man besser im Frühjahr als weil der Pfirchsbaum sein Laub später fallenläßt, meistens anderen Laubgehölze. Erst nach häckerem Leidet auch er sich. Damit wird eine Art Noth- geführ, denn bis zur Jahreswende können die Schnittflöße, die wir an Pfirchszweigen gesammeltartige Masse herausretren. Ein schwerer daher, wenn die Baumschulen im Herbst die Pfirch räumen und die Bäume, die sie zu verkaufen in einem Schuppen einschlagen, wo der Erdboden im Winters ganz austrocknen kann. Sogar die im Frühjahr geschlagenen Pfirliche trocknen bis zum Herbst ab und die Zweige sterben zurück. Solche im Herbst an Bäume werden daher möglichst bald im Frühjahr eingepflanzt. Leichter wachsen aber Pfirliche im Jahr umgepflanzt werden, und Baumschulen, die ihre Pfirlichen im Herbst verkaufen neuerdings ihre Pfirlichen im Frühjahr unrentabel aus dem Markte zu ziehen.

40 A, unter Kreuzband
durch die Post 45 A mo

Mr. 48.

Im Mittelpunkt der
den einmal die großen
von anderen die von
Blöcke der deutschen
in einer bestimmten Be-
ist ganz anders ausge-
müßige England erwa-
schiffe hat schon eine
daß man in London
gekämpft hat, sondern
reicher Schonung der eig-
reichen, kam man bei-
neue auf den teuflich
was 1914—18 unter jü-
Verhältnissen schließ-
Englands führte. In
nach England.

Es hat bitter erfa-
hrt, daß nicht nur einen
mit dem Tod darbe-
n die Blockade der deutsche
bekämpft. Wir haben
beutete Erfolge buchen
Verhinderung bezw. To-
Royal Oak, der Repul-
lungen von Frachtsch
berlust an Schiffstrau
umfänglich beeinträcht
den letzten Tagen wiede
Bei Bomben-
verstoß

Der Londoner Donnerstag

Der ehemals polnische
300 Tonnen Wasserkraft
englischen Nordwest-
Mannschaft konnte
zu den wichtigsten
polnischen Han-
Werken von Mon-
verlah vor dem Krie-
zwischen Odingen
Fertigkeiten fuhr
Sonntag früh im Rana
Seide Schiffe wurden
von einem Schlepper
Wie der Londoner
11000-Tonnen
laufen.

Die britische Admiralität hat den Kreuzer „Rawalpindi“ (18697 Tonnenn) mit allen Offizieren und Besatzung am 16. März 1900 zu der

Der Vernichtung
Angriff erfolgte süd
gehet, das angeblich
gerichtet wird. Nach
e des Gefechts, am
ordallantik. Die Re
mitte deutschen Seefl
wurde, die von d
saß im Ziel und
was uns an diesem
sehr die Vernichtung
die Taffache des
das zielsichere Sch
Englands grüßte

Den schlimmsten S
die jüngste Heldentat d
Vernichtung eines
Schwerts der Ehe
gesamten Weltpres
London stolz verkünd
nageliche Befangenschaft
die kurze Veine geh
Die schweren Kreuzer
besetzten Einheiten der
1927 bis 1929 von
Hocherdrängung von 97
Welt ist mit 32,2 Knoten